

4 Das Politische der Dekonstruktion

Die politische Motivation der Dekonstruktion ist zunächst nicht so leicht zu erkennen. Man mag entsprechende Texte für vielleicht kluges, aber wenig relevantes Geschwätz halten. Selbst eine pessimistische oder nihilistische Haltung ließe sich unterstellen, schließlich folgt einem dekonstruktiven Durchlauf wenig klassisch positives, definier- oder messbares Wissen. Derrida selbst betont jedoch einige Jahre nachdem das Projekt – vor allem mit *Grammatologie* – an den Start gegangen war, dass es ihm nicht um schönggeistige Wortakrobatik geht. Er möchte die Dekonstruktion nicht »in rein spekulativen, theoretischen und akademischen Diskursen eingeschlossen« wissen, sondern erhebt mit ihr explizit den Anspruch, »Folgen zu haben, die Dinge zu *ändern* und auf eine Weise einzugreifen, die wirksam und verantwortlich ist, mag sie auch zugleich sehr vermittelt sein.«¹¹⁸ Ohne Zweifel, »vermittelt« klingt zu schwach mit Blick auf den enormen Umweg und auf die offensichtlichen Vermittlungsprobleme, will Dekonstruktion in (Tages-)Politik übersetzt werden. Diesem Schicksal entgehen philosophische, erkenntnis- oder politiktheoretische Projekte jedoch nur selten, die aus den heiligen Hallen der Akademien nach außen drängen. Es wäre also wenig sinnvoll, einer fraglos komplexen Theorie vorzuhalten, dass die tendenziell einfältige Tagespolitik sie nicht verstehen und schon gar nicht beachten wird. Spannender ist es, die Perspektive umzukehren: Nicht was macht die Dekonstruktion mit Politik, sondern was macht das Politische mit Dekonstruktion bzw. warum setzt das Politische die Dekonstruktion überhaupt erst in Gang?

Um den Schub zu verstehen, den das Politische der Dekonstruktion verleiht, scheint es zunächst sinnvoll, die entsprechenden theoretischen Werkzeuge auf eine begriffliche Differenz loszulassen, die scheinbar einen tiefen Graben zwischen Politik und Philosophie reißt: Theorie und Praxis. Es gibt den amüsanten Spruch, dass der Unterschied zwischen beiden in der Praxis größer ist als in der Theorie. Das gilt freilich auch für diese Ausführungen, die zwingend theoretisch (weil rein sprachgebunden) bleiben. Doch mit dekonstruktiven Mitteln lässt sich, wie sollte es anders sein, der grundsätzliche Gegensatz beider unterlaufen, sofern ihr Selbstverständnis dekonstruiert und ihr Sinn verschoben wird.

Zunächst scheint dieser Gegensatz intuitiv: Das eine bedeutet nachdenken und das andere handeln. Im Kontext von Wissenschaft ist der Graben noch tiefer: Theorie ist spekulative Beobachtung oder reines, von der Wirklichkeit oder der Welt weit entferntes Systematisieren, das sich bestenfalls im Labor bzw. im Rahmen empirischer Untersuchungen als vorläufig tragfähig erweist. Praxis dagegen findet an Universitäten zu wenig bis gar nicht statt; sie gehört vermeintlich der wirklichen Welt an. Wiederum wäre es zu viel des Guten, detailliert in die Geschichte beider Begriffe einzusteigen, um ihre Verfänglichkeit bzw. ihre Unklarheit aufzuzeigen. Der grobe Blick jedoch verrät einiges: »Theorie« verweist auf das griechische *theorein*, das einen tatsächlich eher passiv daherkommenden Modus des Beobachtens, Betrachtens, (reinen) Denkens oder Wahrnehmens umreißt; »Praxis« dagegen, das ebenso griechische Eltern hat, adressiert eine Durchführung oder Vollendung. Damit lässt sich der Graben zwischen beiden zwar noch nicht zuschütten, jedoch deutet sich bereits an, dass die Dinge nicht so einfach sind.

Wenn »Theorie« so etwas Allgemeines wie Beobachten oder Beschauen meinen kann, gleicht sie einer basalen Operation, die sich beim besten Willen nicht austreiben lässt. Die Übersetzungen entreißen ihr für den Moment den Schleier akademischer Unverständlichkeit und zeigen, dass bisweilen jede Form der Wahrnehmung, des Denkens oder Überlegens als »theoretisch« gelten kann. Theorie ist also immer schon im Spiel, wenn Dinge getan werden sollen, sie liegt jeder Praxis zugrunde. Ein-